

Hermann Bausinger

Narrenfreiheit nach Vorschrift

Zwischen Organisation und Spontaneität

Kundin: Sie, jetzt muß ich sie etwas ganz Lustiges fragen.

Verkäuferin, mürrisch: Ja, was?

Kundin: Wo sind da die Fasnachtsartikel?

Verkäuferin: Im zweiten Stock.

(Nach Renata Munzel: Warme und kalte Münzen.
In: Der Alltag Nr. 10, Sommer 1980, S. 56-60).

Fasnachtliche oder karnevalistische Trunkenheit kennt nicht nur verschiedene Grade; es gibt auch sehr verschiedene Arten davon. Zu den in den letzten Jahren seltener gewordenen, aber keineswegs ausgestorbenen gehört jene poetisch-mythologische Volltrunkenheit, für die in jeder Narrenmusik die Vorzeit raunt und jede Maske uralte kultische Zusammenhänge offenbart. Da wird dann der lärmende Umzug der Narren zum heiligen Ritual. „Ich fühlte“, so schrieb Gerhard Nebel über einen Besuch beim Rottweiler Narrensprung¹, „wie mir innere Hohlräume volliefen, wie ich mich erholte und reinigte, während mich eine Gänsehaut der Ergriffenheit überzog. Die Stunden vergingen im Nu, noch Tage später flog ich auf Adlersschwingen durchs Leben: was wäre erst geschehen, wenn ich in der Maske mitgesprungen wäre?“ Es scheint mir nicht verwunderlich, daß diese rhetorische Frage nicht überall Ergriffenheit erzeugte. Ein junger Kulturwissenschaftler jedenfalls stellte ironisch fest, auch Gerhard Nebels innere Hohlräume hätten sich wohl wieder entleert, wenn er Punkt 7 Uhr 55 sich hätte im Narrenlokal einfinden müssen, um seine Kontrollkarte abstempeln zu lassen² - die Kontrollkarte, mit der die örtliche Narrenzunft

¹ Tracht, Maske und Fasnet. In: Der weiße Turm 1961, S. 14-16; hier S. 15

² Utz Jeggle: Soziale Grundlagen. In: Dörfliche Fasnacht zwischen Neckar und Bodensee. Tübingen 1966, S. 14-81; hier S. 54.

streng darüber wacht, daß alles seinen geregelten Gang nimmt und seine richtige Ordnung hat.

Damit ist unser Thema angeschlagen. Der spontane Ausbruch, eine Lustigkeit, die sich nicht zügeln läßt, die sich aufschwingt über alle Kleinlichkeit, die ein paar Tage lang dem Realitätsprinzip abschwört zugunsten einer höheren Lust - all das scheint es nur noch in der Perspektive des sentimentalischen Zuschauers zu geben, während in Wirklichkeit Karneval ein Netzwerk totaler Organisation bezeichnet, in dem die Rollen präzise zugewiesen sind und Narrenfreiheit wohllosiert verordnet wird. Auch im Politischen werden die Freiräume der Narren, so scheint es, sorgsam kontrolliert - geregelter Gegenverkehr sozusagen. Das Revolutionäre ist zugelassen, soweit es Vergangenheit ist, und gerade solche revolutionären Traditionen machen deutlich, was aus dem Karneval geworden ist.

Der Mainzer Historiker Anton M. Keim hat einen Zusammenhang wesentlicher karnevalistischer Elemente mit der französischen Revolution nachgewiesen³. Die rheinische Narrenkappe geht demnach auf die Phrygiermütze zurück, wie sie in den Jakobinerclubs der kurzlebigen ‚Mainzer Republik‘ getragen wurde, und die Elferräte gelten als närrische Verwandlungsform der revolutionären Tribunale jener Zeit. Selbst wenn man annimmt, daß in solchen Verwandlungen schon im Ansatz mehr resignierende Flucht als aggressive Parodie steckt - der Abstand wird erst völlig deutlich, wenn man sich die heutigen Formen vergegenwärtigt, also die oft alberne Aufmachung und das altvaterische Impioniergehabe solcher Honoratiorengrüppchen. Vor kurzem ging durch die Zeitung ein Bilderwitz: Eine bunt maskierte, wirklich lustige kleine Gesellschaft begehrt Einlaß in einen Saal; die Tür öffnet sich, und heraus tritt, im dunklen Anzug und mit riesiger Narrenmütze, der Präsident: „Ich verbitte mir diese Albernheiten! Hier ist eine Elferratssitzung!“

Resümiert man solche Beobachtungen und Erfahrungen, dann liegt es nahe, die Charakterisierung zu übernehmen, die Friedrich Hebbel schon vor mehr als einem Jahrhundert bereitstellte: „unser Carneval geht auf Stelzen und darf sich nicht beleidigt fühlen, wenn man ihn einen verkappten Aschermittwoch nennt!“⁴ Und mit dem Gegensatz *Organisation/Spontaneität* scheint die Schaltstelle gefunden zu sein, an der wirkliches Vergnügen in trist zelebriertes Ritual umschlägt. Tatsächlich suchen denn auch die Karnevalstheoretiker, soweit sie nicht selbst als Funktionäre zu tief in die Netze der Organisation verstrickt sind,

³ 11 mal politischer Karneval. Weltgeschichte aus der Bütt. Mainz 1966.

⁴ Friedrich Hebbel: Unfreiwillige Komik (Wiener Zeitung, 1859). In: Sämtliche Werke in zwölf Bänden, 11. Bd. Leipzig o. J. S. 152-161, hier S. 152 f.

häufig nach Oasen des Nichtorganisierten, nach Freiräumen des Spontanen. Das bedeutet nicht selten einen Rückzug aus den Redoutesälen in die Kneipen, ja oft überhaupt aus dem öffentlichen Bereich ins Private. Aber auch im weiteren Rahmen des öffentlichen Karnevals scheint es solche Freiräume zu geben. Der Kölner Volkskundler Max-Leo Schwing hat kürzlich einmal die beiden hauptsächlich öffentlichen Ausprägungen des berühmten Karnevals seiner Heimatstadt kontrastiert⁵: auf der einen Seite der Rosenmontagszug, eine bis ins Detail durchgeplante Demonstration, bei der „bewußt der plakativ vorgetragene Showeffekt im Vordergrund steht“; auf der anderen Seite die „Schull- un Veedelszög“, die - schon in der Bezeichnung pluralistisch - einzelne städtische Quartiere und Viertel zur Geltung bringen und die dargestellten Themen oft unmittelbar diesem ureigensten Lebensbereich entnehmen, so daß sie für den Außenstehenden gar nicht ohne weiteres verständlich sind. Schwing enthält sich der ausdrücklichen Wertung; aber seine Charakterisierungen verraten doch, daß er mehr als für den standardisierten Massenkonsum für jene „Quartierautonomie“ übrig hat, die nicht nur als Marionette eines zentralen Komitees fungiert.

Allerdings - wenn am Sonntag die Schull- un Veedelszög durch die Kölner Innenstadt ziehen, dann ist auch hier Organisation, strikte Organisation, unverkennbar. Auch hier gibt es ein Veranstaltungskomitee, dem die Themen der Gruppen mitgeteilt werden müssen und das eine Auswahl trifft, und natürlich gibt es bestimmte Gesprächs- und Verhandlungspartner - und d. h. mit anderen Worten: eine gewisse Organisation auch innerhalb der Viertel. Dies mag auf der einen Seite die elegische Feststellung unterstreichen, daß das Prinzip des Organisierten im Vormarsch ist und immer mehr spontane Aktionen erstickt werden. Auf der anderen Seite bringt uns aber dieses Beispiel dazu, unseren begrifflichen Zugang zu überprüfen. Es zeigt sich nämlich bei genauerem Zusehen, daß Organisation und Spontaneität keine Paarung ist, die notwendig auf der gleichen Ebene zusammenstößt; die Begriffe gehören vielmehr auf zwei verschiedene Ebenen und können sich im Idealfall durchaus ergänzen. In neueren pädagogischen Diskussionen (hier ist nun also nicht nur von Fasnacht die Rede!) hat sich der Begriff Spontaneität mit der Kraft, die Schlagwörtern manchmal eigen ist, oft verselbständigt; freischwebend wird er über und gegen alle einschränkende Bedingtheit gestellt. Was dabei oft vergessen wird, ist die Tatsache, daß auch Spontaneität einen Boden braucht, ein besonderes Klima, ein freundliches Echo.

Es ist unverkennbar, daß auch wirklich spontane Entfaltung ein Minimum an

⁵ Max-Leo Schwing: Fastnacht und Großstadt am Beispiel Köln. In: Günther Albrecht, Maria Schmidt (Hg.): Traditionen der Fastnacht. Mschr. Protokoll eines Symposiums. Köln o. J. (1973), S. 111-122.

Organisation erfordert, einen stabilisierenden, sichernden Rahmen, der dann auch den Ausgriff ins Ungesicherte erlaubt. Und Organisation heißt dabei in unserer Epoche meist auch *formale* Organisation, weil die informellen Organisationsstrukturen den komplexen Gegebenheiten nicht mehr gewachsen sind.

Die Karnevalstherapeuten tun also gut daran, nicht etwa danach zu fragen, wie das Organisierte überwunden werden kann, sondern danach, welche Art und welches Maß von Organisation ein Klima schaffen, in dem Spontaneität - also unbefangene Selbstverwirklichung, ein Stück persönlicher und kollektiver Freiheit - gedeiht. Das ist ein weites Feld, und es ist zudem, dies sei gerne zugestanden, in erster Linie ein Feld der Praxis. Aber ein paar Hinweise allgemeiner Art lassen sich doch dazu geben.

Zunächst einmal scheint es eine Frage der Größenordnung zu sein. Erneut kann Köln als Beispiel herangezogen werden. Max-Leo Schwing hat die Daten für den Rosenmontagszug 1973 festgehalten⁶: 600 000 Mark städtischer Zuschuß und 3 Millionen Gesamtetat des Festkomitees, 4 000 aktive Teilnehmer, dazu fast 400 Pferde, 440 Sanitäter, 23 Ärzte, eine Unzahl von Polizisten aus dem ganzen Land, 2 Stunden Fernsehübertragung und 1 1/2 Millionen Zuschauer in den Straßen. Diese Mammutzahlen legen einen Rahmen fest, der für die Teilnehmer eng sein *muß*, und so stehen sie denn auch alle hinter den fast gleichen Pappmachemonstern auf den Wagen, werfen die gleichen Kamellen und stoßen die gleichen „Alaaf“-Rufe aus. Wer hier versuchen wollte, den Karneval gegen den Strich zu bürsten, der käme nicht weit, und der Effekt wäre wohl auch nicht größer als bei jenem geltungsbedürftigen jungen Mann, der an der Olympiade 1972 kurz vor dem Marathonsieger ins Stadion lief und dessen Beifall kassierte.

Umso wachsamer sollten die Kölner Viertel sein, was ihre spezielleren Veranstaltungen anlangt, die ja viel weniger Darbietung für die *anderen* als ‚Se/∧jrdarstellung, ein freundliches Kommunikationsangebot im engeren lokalen Bereich sind. Denn dies scheint ein zweites Merkmal spontaneitätsfeindlicher Organisation zu sein: daß sie ‚zentral‘ ist, zusammengefaßt, eine Schaltstation mit großem Radius. Die Organisation der Kölner Viertelszüge durch die Innenstadt ist - zwangsläufig - von derjenigen des Rosenmontagszuges gar nicht so weit entfernt; auch hier müssen sehr komplizierte Gegebenheiten des Verkehrs, der Straßenführung, der Sicherheit bedacht werden. Und diese Züge verlangen - wiederum zwangsläufig - eine stärkere Orientierung nach außen, etwas mehr Show und Darbietung für die andern. Und sie erfordern - nochmals zwangsläufig - eine Auswahl, was aber ja doch nur ein ziviles Wort für Zensur sein könnte,

⁶ Ebd. S. 120 f.

denn Aggressives erscheint leicht geschmacklos, und Geschmacklosigkeiten werden gestrichen.

Der dritte Punkt betrifft nicht mehr die Erweiterung des äußeren Rahmens, die notwendigerweise zu beengenden organisatorischen Straffungen führt, sondern den inneren Stil. Wer nämlich eine Anzahl närrischer Sitzungen besucht hat (und hier ist, um Mißverständnisse zu vermeiden, nicht nur von Köln die Rede!), der gewinnt den Eindruck, daß sich die Organisation vielfach aus ihrer dienenden Rolle befreit und verselbständigt hat; das vorgeschriebene Ritual täuscht über die Dürftigkeit sonstiger Inhalte hinweg, und die Inhalte bleiben dürftig, weil sie an das Korsett des Rituals gebunden sind. Ausbrüche sind nicht erlaubt. Eine Polonaise, zu der sich Aktive und Zuschauer spontan zusammenschließen, wird nahezu brachial verhindert, und als ein paar Zuhörer nach einer der Darbietungen pfeifen, werden sie vom Präsidium aufgefordert, an der Kasse Vogelfutter abzuholen⁷. Der ahnungslose Zuschauer, der karnevalistische Sitzungen nur vom Fernsehen kennt, wird den militärisch-strikten Ablauf wohl der minutiösen Regie zuschreiben, die auf eine begrenzte Sendezeit verpflichtet ist. In Wirklichkeit aber ist das weithin die Regel: alles, auch noch der Beifall, ist vorgeschrieben, wird inszeniert und mit Tuschsignalen begleitet.

Dieser Stil - und das ist der vierte Hinweis zum Zusammenhang zwischen bestimmten Organisationsprinzipien und mangelnder Spontaneität - ist mehr oder weniger direkt ableitbar aus der hierarchischen Struktur karnevalistischer Organisationen. Es ist merkwürdig: die närrischen Repräsentanten berufen sich, selbst wenn sie nicht gleich den Stammbaum zu den revolutionären Clubisten verlängern, immer wieder auf die demokratische Tradition des Karnevals. Nicht ganz zu Unrecht, denn wo die Fastnacht noch nicht gezähmt ist, da macht ihre Kritik vor Autoritäten nicht Halt, und wo nicht ohnehin die Maskierung den Kritiker willkürlichen Sanktionen entzieht, dort gibt ihm altes Herkommen die Narrenfreiheit, die Dinge auf den Kopf zu stellen. Man könnte nun vermuten, daß diese Kritikerfunktion zumindest in der jüngsten Vergangenheit mehr und mehr überflüssig geworden ist aufgrund der Demokratisierung; das hieße also: gegen behördliche Übergriffe, gegen Schildbürgerstreiche der Verwaltung, gegen Dummheit oder Willkür der Großkopfeten geht man nicht mehr mit Moritaten und Fastnachtsplakaten an, sondern mit Leserbriefen, Bürgerinitiativen, parlamentarischen Anfragen. Ganz soll dies keineswegs in Frage gestellt werden, und unter diesem Aspekt könnte es sogar ein positives Merkmal sein, wenn manche Karnevalssumzüge so lendenlahm und ohne Biß sind. Aber im ganzen dürfte

⁷ Diese und die folgenden Beispiele und Zitate beziehen sich auf den Fernsehkarneval 1973.

diese Interpretation doch allzu freundlich sein. Es ist vielmehr so, daß eben auch der Karneval kein herrschaftsfreier Raum ist. Mit guten Gründen haben sich die Honoratioren auch in diesem Bereich das Sagen gesichert, und offenbar gelang ihnen dies umso besser, je komplexer die Organisation wurde. Damit aber hat sich vielfach die gutbürgerliche Ehrerbietung und Devotheit in die Karnevalsgesellschaften hinein verlängert.

Die halb-militärischen Umgangsformen mit dem uneingeschränkten Kommando des Präsidenten mögen in den Anfängen parodistisch gefärbt gewesen sein; aber sie beanspruchten bald ihr eigenes Recht.

Und auf erhöhtem Sitze
Der Präsidente thront,
Von da die besten Witze
Er trefflich stets belohnt.
Hold glänzen seine Augen,
Süß lächelt uns sein Mund,
Von seinen Lippen saugen
Humor wir Stund um Stund.

So heißt ein „Präsidentenlied“, veröffentlicht vor einem Jahrhundert vom Regisseur des Düsseldorfer Stadttheaters¹. Eine Parodie? Vielleicht. Jedenfalls aber ein ziemlich exakter Hinweis auf die tatsächlichen Verhältnisse, 1880 wie 1980.

Solche Traditionstreue kommt nicht von ungefähr. Sie ist eben darin begründet, daß der Karneval gerade nicht eine geschlossene Sphäre mit völlig eigenen Gesetzlichkeiten ist, daß sich in ihm vielmehr, wenn auch vielleicht verzerrt, die übliche gesellschaftliche Konstellation spiegelt. Die Funktionäre stellen sich meist als Opfer dar, und gemessen an ihrem Zeitaufwand sind sie das auch. Aber diese Opfer gewinnen Prestige, symbolisiert im Fassadenschmuck ihrer Orden, und ihr Engagement ist nicht ganz selten - wenn auch auf verschlungenen Wegen - mit kommerziellen Interessen verbunden. Beim Mainzer Fernsehkarneval 1973 gab es, nach sehr viel harmloseren Attacken, einen außerordentlich aggressiven, in den Mitteln unflätigen Ausfall des Präsidenten persönlich. Das hatte Gründe: der Angriff richtete sich gegen den Fernsehstar, der im Jahr vorher die beliebte Sendung verdorben und so die Hunderttausender-Einnahmen der Karnevalsgesellschaft gefährdet hatte. Da hört der Spaß auf. Und da liegt doch wohl mindestens ein Teil der Erklärung dafür, daß die Narrenaristokratie so widerstandsfähig ist - in ihrer jeweiligen Zusammensetzung und in ihrer Struktur.

Aber auch noch andere Hemmnisse stehen einer Änderung entgegen. Bei der

¹ Vgl. Narrhalla. Narrensprößlinge, in die Welt gesetzt, gesammelt und herausgegeben von Franz de Paula. Mülheim a. d. R. o. J.

Übertragung „Mainz bleibt Mainz“ im Jahr 1972 zeigte einer der Sänger eine sehr aktuelle Gefahr: „Die Fasnacht, die droht bald zu verenden/ Solange sie im Fernseh so viel senden“ - und dazu die psychologische Begründung: „Es freut sich halt nur, wer selbst mitgemacht/ An Fasnacht.“ Der Sänger erhielt stürmischen Beifall; die Zuhörer gaben ihm recht. Aber die Ironie des Vorgangs liegt darin, daß auch er seine Erkenntnis im Fernsehen verbreitete; die Kritik war so gewissermaßen absorbiert, noch ehe sie geäußert war. Die Massenmedien - oder sagen wir allgemeiner, um auch die monumentalen Umzüge einzubeziehen - die Bedingungen des Massenkonsums schaffen bestimmte Formen, die durch bloße Kritik nicht weggewischt werden, die vielmehr sogar auch dort stilprägend sind, wo (etwa im überschaubaren Bereich einer kleinen Gemeinde) ganz andere Bedingungen herrschen.

Stil aber meint hier nicht nur ein formales Moment. Wo etwas bei einer sehr großen Zahl von Menschen ‚ankommen‘ soll, da müssen die Inhalte einem sehr kleinen gemeinsamen Nenner verpflichtet werden. Mit jenem sicheren Instinkt, der offenbar aus sensorischer Verkümmerng entsteht, wird dieser Nenner von den Praktikern jeweils ausgemacht; definieren läßt er sich schwerlich. Immerhin, ein paar Merkmale lassen sich nennen. Im politischen Bereich ist es die Orientierung an der Kritik von vorgestern und auch ein offenkundiges Gefälle hin zu Vorurteilen. „Ihre großen Väter lehrten uns die Kunst und die Weisheit, dafür leeren ihre Enkel uns die Mülltonnen“: Mainz bleibt Mainz, Gastarbeiter bleibt Gastarbeiter. Bezeichnender noch ist freilich die Absage an das garstige Lied der Politik: „Wer nicht ganz links ist, braucht zu sein nicht rechts/ Bei Menschen beiderlei Geschlechts/ Ist das Beste in der Mitte ...“ - Mainz wie es singt und lacht. Der alte liberal-ethische Gedanke des ausgewogenen Maßes wird plump-vertraulich ins Unmaß hinüberspielt; die politischen Metaphern werden zerstört, indem sie in den Bereich vulgärer Körperlichkeit gerückt werden.

Zugleich ist damit ein anderes karnevalistisches Leitmotiv angedeutet, mit dem es eine merkwürdige Bewandnis hat. Es wäre gewiß verwunderlich, wenn im Faschingshumor der Bereich des Sexuellen ausgespart würde; er war zu allen Zeiten auch ein Bereich verbaler, sekundärer Lust, tabuisiert und eben dadurch eine Quelle des Komischen, das die idealistischen Ansprüche des Menschen mit seiner animalischen Triebhaftigkeit konfrontiert. So weit so gut. Die Kuriosität besteht darin, daß der vermeintlich so freie und lustige Karneval eine der stärksten Bastionen der doppelten Moral ist: auf der einen Seite stehen die robusten Herrenwitze von Büttendrednern und Conferenciers, auf der anderen Seite aber propagieren die Gesellschaften verbissen die „saubere Fastnacht“, den „sauberen Karneval“. Die beiden Seiten der Moral stehen allerdings nur scheinbar im Widerspruch, denn gerade die Verklemmungen erzeugen das erlösende,

prustende Lachen bei den verbalen Handgreiflichkeiten der halbprofessionellen Büttenredner.

Spätestens hier aber ist es auch möglich, die ungebrochene Kontinuität des Karnevals in Frage zu stellen. Sogenannte Ventilritten funktionieren nur dort, wo der Druck verhältnismäßig groß ist. Wenn dieser Druck nachläßt, und auf dem Gebiet der sexuellen Moral dürfte dies der Fall sein, so wird die Ventilriten überflüssig oder doch langweilig. Und diese Beobachtung läßt sich ausdehnen auf andere Teile des Faschingsbrauchs. Aus einem rheinischen Städtchen wird berichtet⁹, daß dort bei einer Kostümprämierung - nachdem man all die Indianer, Dominos, Seeräuber, Schornsteinfeger und Ölscheichs hatte Revue passieren lassen - ein junges Pärchen ausgezeichnet wurde, das sich gar nicht eigens verkleidet hatte, das sich vielmehr nur in jener malerischen Unbekümmertheit präsentierte, die vereinzelt aus den Hippiezeiten herübergerettet wurde. Das ist nur eine Anekdote, und sie mag vielleicht sogar zu den erfundenen gehören. Aber Tatsache ist, daß der Widerstand gegen die allzu steifen Formen des karnevalistischen Zeremoniells wächst. Wo Frauen nicht zugelassen sind, da verzichten manchmal auch die jungen Herren auf den Besuch der zivilisierten Männerbünde; und aus mancher Faschingshochburg wird berichtet, daß die jungen Leute nur gelangweilt an ihren Tischen sitzen, wenn sich die älteren brav erheben und den Einzug der Prinzengarde beklatschen.

An solche harmlose kleine Beobachtungen lassen sich schlecht globale Erwartungen knüpfen wie die, daß Narrenfreiheit umschlagen wird in Freiheit schlechthin. Eine herrschaftsfreie Gesellschaft ist wohl überhaupt ein närrischer Gedanke - aber närrisch weder im Sinne törichter Vergeblichkeit noch in dem blanken Sinn, daß Narren die Wahrheit sagen. Die Wahrheit des Narren liegt in seinem Spiel mit Möglichkeiten, einem Spiel, daß das fast sichere Scheitern einkalkuliert und eben daraus das Lachen bezieht.

Schade, daß man bei solchen Bemerkungen das Gefühl hat, über etwas ganz anderes zu reden als den heutigen Karneval. Vielleicht - dies ist die einzige närrische Hoffnung, die sich an jene neuen Zeichen knüpfen läßt - vielleicht gewinnt der künftige etwas zurück von dieser begrenzten Freiheit.

Diese Skizze über Grenzen und Chancen der Narrenfreiheit gibt einen Rundfunkvortrag aus dem Jahre 1974 wieder¹⁰. Ist sie überholt? Wer mit einiger Regelmäßigkeit den ‚Medienkarneval‘ verfolgt, wird leicht feststellen können, daß sich nicht sehr viel geändert hat, und zumindest indirekt erhält er so ja auch

⁹ Der Bericht ging 1973 durch die Zeitungen.

¹⁰ Deutschlandfunk 21. Februar 1974.

ein Bild von den großstädtischen Karnevalsumzügen vermittelt, bei denen zwar das Motto wechselt, kaum aber die Prinzipien und die Gestaltungsformen¹¹. Und stellte man die Daten für den Kölner Karnevalsumzug 1980 neben die von 1973, so würden auch sie nur erweisen, daß der Zug noch größer und länger und teurer geworden ist - aber prinzipiell nicht anders.

Mit dem Hinweis auf den zeitlichen Abstand lassen sich also die angedeuteten Überlegungen nicht gut beiseite schieben. Näher liegt wohl der Einwand, jener Vortrag beziehe sich im wesentlichen auf eine fremde Brauchlandschaft, die mit ihren karnevalistischen Formen eine völlig andere Welt repräsentiere. In der Tat wählte ich mit Rücksicht auf die Hörer die Beispiele aus dem allen vertrauten rheinischen Bereich. Aber ist der Abstand dorthin wirklich so groß?

In manchen Kreisen alemannischer Fasnachter hat sich etwas wie Berührungsangst gegenüber dem Karneval herausgebildet. Dabei funktioniert die Abgrenzung nicht einmal terminologisch so, wie es immer wieder behauptet wird - schließlich wird in Mainz, das aus der südlichen Perspektive schon ganz in die Karnevalsregion rückt, *Fasnacht* gefeiert. Im übrigen ist die schwäbisch-alemannische Fasnacht nicht so ausschließlich rustikal-urtümlich, wie die Abgrenzungsstrategen gerne behaupten, und andererseits erschöpft sich der Karneval nicht in der Mache verkrafter Inszenierungen. Der gleiche Anlaß, vergleichbare Instrumentarien, ähnliche soziale Strukturen - es wäre merkwürdig, wenn es da nicht sehr viele Übereinstimmungen gäbe, von den tatsächlichen Querverbindungen und Brückenschlägen in Vergangenheit und Gegenwart einmal ganz abgesehen.

Richtig ist, daß bei uns im Südwesten alles eine Nummer kleiner ist - dies gilt generell, von der Zahl der Umzugsteilnehmer wie von den kommerziellen Interessen von Funktionären. Auch der Organisationsgrad dürfte im ganzen etwas kleiner sein - aber unverkennbar gibt es auch hierzulande eine Tendenz zum Monumentalen (etwa in den langatmigen Umzügen der großen Narrentreffen) und zur ernsthaften Durch-Planung der ganzen heiteren Festlichkeit. Es wäre jedenfalls naiv zu glauben, so etwas wie Organisation gäbe es hier nicht - naiv freilich auch, wollte man annehmen, daß die organisatorischen Ansätze samt und sonders abgeschafft werden könnten.

Es gilt vielmehr (und dies ist die Anwendung der an anderem Material gewonnenen Erkenntnisse), die Organisation nicht allzu weit in den Vorder-

¹¹ Für Mainz liegt inzwischen eine umfangreiche Untersuchung vor, die auch den dort besonders extensiven Einsatz der Medien einbezieht: Volkskundliche Forschergruppe Mainzer Fasnacht unter Leitung von Herbert Schwedt: Analyse eines Stadtfestes. Die Mainzer Fasnacht. Wiesbaden 1977.

grund zu spielen - ja die Ordnung unter-zu-ordnen und durch sie spontanere Ausbrüche nicht zu behindern. Organisation, dies soll noch einmal betont werden, ist unvermeidlich, und sie ist auch nicht nur ein notwendiges Obel: sie kann den Rahmen schaffen, in dem die begrenzte Freiheit der Narren gedeiht. Aber zwischen Reglement und Fasnacht bleibt eben doch ein Widerspruch, der mitunter groteske Ausmaße annimmt¹².

Fragt man nach den Maßstäben für eine gelungene Fasnacht, so ist dieser Widerspruch in Rechnung zu stellen. Fasnacht sollte daran gemessen werden, inwieweit sie in der Lage ist, Begrenzungen aufzuheben, und inwieweit bei Ausbrüchen darauf geachtet wird, daß sie nicht auf Kosten ohnehin benachteiligter Gruppen erfolgen. Einbeziehung und Aktivitäten von Frauen, Kinderfasnacht ohne Leitseil (wenn auch sicher nicht ohne Anregungen!), Straßenfasnacht statt Prunksitzungen, Durchmischung von „Superkarnevalisten“ und „marginalen Karnevalisten“¹³ - dies könnten Akzente und Kriterien sein. Da die Fasnacht keine gruppendynamische Konstruktion ist, sondern eine Tradition mit vielen überlieferten Elementen, kann sich auch eine solche neue Narrenfreiheit nur langsam entfalten¹⁴. Aber es gibt immer wieder Anzeichen, die in diese Richtung weisen - eines davon sei abschließend noch erwähnt: Seit wenigen Jahren läßt sich beobachten, daß in den Fasnachtsumzügen die Wagengruppen seltener werden und daß sich statt dessen mehr und mehr Laufgruppen zusammenfinden. Das sind nicht etwa gewissenhafte Benzinsparer, sondern es sind Narren, die gemerkt haben, daß die Wagen mitsamt ihrer Themenstellung die Akteure einengen, auf bloße Darbietung verpflichten, die Kontaktmöglichkeiten mit den Zuschauern beschneiden. In den Laufgruppen gibt es dagegen mehr Kontakt, mehr Kreativität, mehr Leben - mehr Fasnacht.

¹² Ein Paradebeispiel dafür, das inzwischen von den Zuständigen glücklicherweise selbst als Entgleisung empfunden wird: Der Kulturbeirat einer großen Narrenvereinigung gab 1978 nicht nur Empfehlungen allgemeiner Art zur Anlehnung an die Tradition, sondern dekretierte auch in peinlicher Schmalspurpsychologie: „Blau ist eine passive Farbe, es ist die Farbe der Meditation und daher für ein Narrenhäs völlig ungeeignet“ (Schwäbisch-alemannischer Narrenbote 2/1978, Nr. 2, S. 4).

¹³ Vgl. zu diesen Begriffen S. 24f. dieses Bandes.

¹⁴ Daß unter bestimmten sozialen und politischen Randbedingungen dieser allmähliche Wandel umschlagen kann in radikalere Änderungen, die dann auch zur Konfrontation mit den staatlichen Ordnungskräften führen, zeigen Beispiele aus dem elsässischen Carnaval während der letzten Jahre. Vgl. Eve Cerf: Carnavals en Alsace. Tradition, Evolution, Manipulation. In: Revue des Sciences Sociales de la France de l'Est 7/1978, S. 24—37, insbesondere S. 35 ff.